

Personsein oberhalb von Geschlecht

Von *Claudie Lavaud*

1. Von der Anthropologie zur Theologie der Schöpfung

Die natürlichen biologischen Gegebenheiten genügen nicht, um die geschlechtliche Differenz von Mann und Frau zu begründen. Nicht die Physiologie normiert die menschliche Existenz. Der Begriff »Natur« hat eine zweifache Bedeutung: Er verweist zuerst auf ein durch das Kausalitätsprinzip geleitetes, anscheinend deterministisch geschlossenes System, andererseits ist er reaktionärer Sehnsüchte oder totalitärer Ansprüche verdächtig; wer sich auf »Natur« beruft, sucht nicht selten einen Vorwand für endgültig fixiertes Verhalten, für die Aufrichtung heiliger, unveränderlicher Gesetze, das Alibi aller Entfremdungen, und den Anlaß, sich in archaische Herkunft zu flüchten. Aber jede Archäologie des Menschen bleibt steril, wenn sie nicht auf eine neue Zukunft, eine Eschatologie hin offensteht.

Eine Theologie der Schöpfung dagegen kann den Anfang der Welt nur als Ursprung einer nach vorne offenen Geschichte verstehen. Die Schöpfung ist ein Wort, ein Projekt, ein Wunsch, der kein geschlossenes System, sondern Zeitlichkeit eröffnet.

Warum hat die geschlechtliche Differenz nicht bloß auf der Ebene der natürlichen Gesetzmäßigkeit Geltung? Gewiß gibt es eine naturhafte Differenz zwischen Mann und Frau, aber sie liegt nicht innerhalb des Gattungshaften, sondern ist im Naturhaften das Zeichen eines ursprünglicheren Andersseins, das im Herzen einer gleichen Menschennatur die Bedingung für deren wahre Entfaltung ist. Mann und Frau stehen sich nicht wie zwei verschiedene Arten gegenüber, sondern versinnbildeln innerhalb der gleichen Art jeweils das »Andere«, und sind damit der Hinweis auf den im letzten »anderen« göttlichen Ursprung ihrer Natur. Nicht der Rückgang auf das Biologische erklärt die Differenz, sondern nur ein Zurückdenken auf die Schöpfungstheologie.

Hier wird sie zum Bild der personalen Distanz und zugleich zu deren Vermittlung. »Es ist nicht gut, daß der Mensch allein ist« (Gen 2,18). Das durch Gott überwundene, mit-geteilte Alleinsein ist das Anzeichen der seinshaften Distanz des Geschöpfes. Ob als Mann oder Frau ist der Mensch nunmehr der andere vor Gott, der zur Freiheit und Verschiedenheit Entlassene, zum Partner des ersten Bundes Befähigte.¹ Der Abstand zwischen Mann und Frau ist die

1 »Gott schuf den Menschen nach seinem Bild, nach dem Bild Gottes schuf er ihn, als Mann und Frau schuf er sie« (Gen 1,27). Dieser Text ist jünger als der oben aus dem zweiten Kapitel angeführte, da er der priesterlichen Überlieferung entstammt. Er bietet eine tiefer entwickelte, weniger bildhafte Theologie.

erste Spur des Abstands zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer. So trägt der Mensch die Spur seiner Herkunft unauslöschlich in seinem Sein eingepägt. Immer wenn er vor sich das andere menschliche Antlitz erblickt, muß er sich seines Andersseins Gott gegenüber erinnern; er kann nicht das Ganze oder das Eine oder das mit sich selbst Identische sein. Auch wenn er diesen ihm inwendigen Riß als ein Zeichen des Abfalls deutet (im Androgynen-Mythos): Der Riß bleibt ursprünglich: der Mensch ist zweifältig geschaffen, die Differenz ist so alt wie das Menschsein; sie ist kein Verlust einer schöneren ursprünglichen Ganzheit.

Von Fall oder Verlust kann die Rede nur sein, wenn die ursprüngliche Fülle der Differenz einer Stimmung der Rivalität und des Ressentiments gewichen ist: »Die Frau ist es, die mich . . .« (Gen 3,12). Vordem sollte die geschlechtliche Differenz das Gegenteil sein: Vermittlung der Distanz, Anlaß, die Grenzen zu überschreiten durch Entfaltung des Reichtums der Verschiedenheit. Der Abstand der bloßen Geschöpflichkeit sollte zum durchschreitbaren Raum werden: Sieh, du bist Mensch, seit jeher unfähig, dir das Dasein selber zu verschaffen, du bist einsam inmitten der Welt, aber nun begegnet dir ein Anderes, dein Gegenüber, mit dem Beziehung und Gespräch möglich ist, durch das du Leben vermitteln und die Natur beherrschen kannst als Mitwirker am Werk Gottes. »Wahrhaftig, diese da ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch!« (Gen 2,23), ruft Adam, da ihm zum ersten Mal das Antlitz Evas entgegentritt: Die Erkennung des zugleich ähnlichen und verschiedenen andern ist Quelle der Freude und der Schöpferlust.

Aber die bloße geschlechtliche Differenz vermag nicht Träger der echten Tiefe personaler Beziehung zu sein. Vielleicht jedoch mußte der Mensch sie erdulden, um »in seine Herrlichkeit einzugehen«. War ihm doch eine ganz andere Berufung vorbehalten: ein Bild Gottes zu sein. Dieser Anruf, diese Zumutung verlangt einen ganzen zu durchlaufenden Erziehungsgang. Auf der naturhaften Ebene ist das Männlich-Weibliche (als Zeichen des Anders- und Gegenüberseins) das »Bild Gottes im Menschen«. Aber der so geschaffene Mensch ist berufen, die bloße Natur zu übersteigen, Gottes Plan geht über die gelungene Schöpfung hinaus, er will den Menschen in sein inneres Leben hineinziehen, ihn zum Sohn haben (deshalb werden jene Theologen recht haben, die die Menschwerdung des Gottessohns schon im Schöpfungsplan, nicht erst als Folge des Sündenfalls sehen): Hier öffnet sich die absolute Zukunft und sprengt das geschlossene System. Nicht nur »Bild« soll der Mensch sein, sondern »Ähnlichkeit« durch personale Existenz. Damit ihm diese Berufung erkennbar werde, öffnet ihm Gott das »seit Urzeit verborgene Mysterium« (Eph 3,9). Die trinitarische Theologie wird fortan normativ für das Verständnis des Menschseins.

2. Der eine und dreieinige Gott. Der Status der Person

Nun weiß man, daß auch in Gott ein Gegenüber ist. Und hier ist der andere nicht bloß Anlaß belebenden Austausch zwischen zwei verschiedenen Wesen, sondern das dem ursprünglichen Wesen inwendige Leben. Gott, der Quell aller Wirklichkeit, läßt das andere nicht nur innerhalb des Gleichen sich regen, um diesem mehr Leben zu verschaffen, er selbst ist zugleich der andere. Er ist Person, und da eine Person nie allein ist, ist er Personen.

Um dem Mysterium Ausdruck zu verschaffen (verstehen kann man es nicht), brauchte die Frühchristenheit vier Jahrhunderte. Denn die Theologie der Dreieinigkeit entsteht durch das Glaubensbekenntnis an die Gottheit Jesu, an die Identität der Natur zwischen Vater und Sohn: sie wird erstmals klar formuliert im *Homoousios* (»wesensgleich«) des Konzils von Nikäa (325). Die Identität der Natur von Vater und Sohn – so erklärt Athanasius – ist nicht nur gattungshaft, sondern numerisch (Über die Dekrete von Nikäa 20,4), was besagt: Vater und Sohn besitzen eine einzige Substanz gemeinsam, nicht nur den Begriff einer Gattung, von der sie zwei Exemplare oder Individuen mit akzidentellen Verschiedenheiten darstellten. Die langen Auseinandersetzungen über diese Identität aber lassen allmählich den Begriff der Person auftauchen, weil die Verschiedenheit zwischen Vater und Sohn ebenso real ist wie ihre Einheit.

Zwar ist der Begriff schon bei Tertullian vorhanden, wo er die Zahl in Gott ausdrückt, aber unverbunden mit dessen Einheit, obschon beides klar ausgesagt wird; jetzt geht es darum, beides, den innern Bezug zwischen Einheit und Unterscheidung ineinanderzudenken, was unendliche Schwierigkeiten heraufbeschwört; so entbrennt ein neuer Streit zwischen den Griechen und Lateinern: Die Griechen (mit Athanasius und besonders mit Basilius und Gregor von Nazianz) ziehen dem Ausdruck »persona«, der ihnen zu schwach scheint, da er eine bloße Modalität der Substanz anzeigen könnte, den der »Hypostase« vor, der dichter, stärker unterscheidend klingt – während Papst Damasus und andere den Ausdruck als gefährlich ablehnen, da er im Sinne einer naturhaft für sich bestehenden Wesenheit verstanden werden könnte.² Es galt beides – Einheit und Verschiedenheit – so ineinanderzudenken, daß die letztere die erste durchdringt und verlebendigt. Thomas wird als Lösung vorschlagen, daß die göttliche Person als subsistierende Beziehung definiert, und »Person« und »Hypostase« endgültig gleichgesetzt werden sollen.³

Natürlich muß sogleich betont werden, daß »Person« in Gott und im

2 Zum Ganzen: Théodore de Régnon, *Etudes sur la Trinité*, Bd. I, dritte Studie: Fusion des Formules, Kp. 1: Personne et Hypostase. Paris 1892.

3 *Summa Theologica* I q 29, a 4: »Persona igitur divina significat relationem ut subsistentem.« Art. 2: »Persona omnino idem est quod hypostasis.«

Menschen das Verschiedensein anders ausdrückt.⁴ Dennoch bleibt es unerlässlich, daß die theologische Erarbeitung des Begriffs der Person oder Hypostase (wodurch die Offenbarung Gottes des Vaters in der Menschwerdung seines Wortes voll enthüllt wird) zum Leitfaden für unsere Nachfolge Christi werde. Ähnlichkeit mit Gott heißt für uns: Gleichgestaltung mit Christus, »der Ikone des unsichtbaren Gottes« (Kol 1,15). Wir sollen demnach in eine unserer Natur nicht von außen hinzugefügte, sondern ihr vorbestimmte Beziehung eintreten: Personen in Christus werden: »fili (et filiae) in Filio«.

Daß wir als Bilder eines dreieinigen Gottes berufen sind, Personen zu werden, führt die geschöpfliche Substanz in einen neuen Status hinüber; sie selbst, als solche, muß jetzt neu gedacht werden. Der Mensch ist nicht bloß Individuum innerhalb einer Gattung. Er ist Subjekt einer seinsbegründenden, der Substanz inwendigen Beziehung. Gewiß ist er endliche Substanz und deshalb nicht im gleichen Sinn seinsbegründendes Subjekt wie Gott, in dem (wie Thomas eben erklärte) die Beziehung die verbundenen Subjekte substantiell einigt.

Dennoch ist die Analogie bedeutsam, sofern sie nämlich als eine von Gott her auf uns hin bezogene verstanden wird (die Offenbarung der Personwirklichkeit Gottes begründet unsern menschlichen Personbegriff, vorher gab es philosophisch nur das Individuum), und nicht, wie gewöhnlich, eine von uns auf Gott hin bezogene (wobei ein anthropologischer Begriff an der Grenze »eminenten« von Gott ausgesagt wird). Jetzt ist der Mensch als Subjekt zur *Communio* berufen, ist radikale Intersubjektivität, seine Substanz ist wurzelnhaft relational, Offenheit zum andern, Sein für den andern, der gewiß als endliche Existenz ein Getrennter bleibt; aber die natürliche Differenz ist gegenüber dem personalen Abstand sekundär geworden. Die menschliche Substanz ist, sofern sie Bild in der göttlichen ist, keine auf ihre Identität hin geschlossene Wesenheit, die nachträglich und äußerlich in Beziehung zu andern träte, sie ist, durch die Mitteilung des Heiligen Geistes, wesenhaft Beziehung und insofern Person.

Echte menschliche Beziehung liegt auf einer andern Ebene als naturimmanente Beziehung, die nur Unterscheidung innerhalb des Gleichen ist. Die Wahrheit der Person liegt in der Andersheit, in der Transzendenz; die Person ist Antlitz, und nur so ist sie Freiheit, Einzigkeit, wahrhafte Beziehung. An dieser Stelle bricht die Ordnung der phänomenalen Welt auf.

Nun erschien uns die geschlechtliche Differenz bereits als der Ausdruck (in der Naturordnung) der ursprünglichen Differenz von Schöpfer und Geschöpf; aber sie ist deren bloßes *Zeichen*, und man kann hier nicht ohne Vermittlung

4 Summa Theologica I q 29, a 4: »Persona in quacumque natura significat id, quod est distinctum in natura illa; sicut in humana natura significat has carnes, et haec ossa, et hanc animam, quae sunt principia individuanta hominem; . . . Distinctio autem in divinis non fit, nisi per relationes originis . . .«

vom Zeichen zum Bezeichneten, vom Geschöpf zum Schöpfer aufsteigen, denn das Zeichen entfaltet sich innerhalb einer andern Ebene, es breitet aus, verräumlicht, zerlegt und bricht das ursprüngliche Licht des Seins. Mit der Einzigkeit der Person aber gehen wir vom bloßen Zeichen zum *Symbol* über. Die Person ist Bild, nicht als ein schwacher Reflex des hinter ihr liegenden Ursprungs, nicht als unvollkommener Abklatsch eines unnachahmlichen Urbilds, sondern als lebendige Ikone, durchwohnt von der Wirklichkeit, die sie ausdrückt, und die ihr ihre Zukunft gibt. Im Unterschied zum Zeichen nimmt das Symbol teil an dem, was es sinnbildet; die Realität, die seine Stelle und sein Endziel ist, ist ihm innerlich, was gewiß nicht heißt, daß das Symbol die von ihm bedeutete Wirklichkeit voll ausdrückt, da diese es unendlich überbietet, aber sie verleiht ihm sein Leben, seine Bewegung, seinen Selbstüberstieg.

Hier erreicht der Mensch seine Einmaligkeit, seine radikale Differenz. Nur als Personen sind wir wahrhaft voneinander verschieden, nicht sofern wir von unserer Natur determiniert sind. Die geschlechtliche Differenz stellt nur Individuen einander gegenüber. Einzig eine Anthropologie, die ihre Grundsätze aus einer trinitarischen Theologie der Person schöpft, kann den Gegensatz und damit die Rivalität der Geschlechter überholen, die auf der bloßen Ebene der Natur unübersteigbar bleibt.

Einzig Gott kann uns ein Wort vernehmen lassen, das den Gegensatz, den Zweikampf der Geschlechter übersteigt, das aber kein leeres Gerede um das Sein im allgemeinen, kein Gemeinplatz oder neutrales Gelände ist, ein Wort, das uns auch nicht anhält, die Wirklichkeit zu fliehen, sondern in der personalen Beziehung zu existieren und wirklich unserer Natur eine persönliche Beziehung einzuzeichnen. Wie vollzieht sich diese Einprägung unserer personalen Besonderheit in die Natur?

3. Das begründende Wort: Inkarnation der Differenz

Die dreieinige Offenbarung konkretisiert sich in einer Theologie der Menschwerdung. Christus allein offenbart das trinitarische Leben der Gottheit. In der fleischgewordenen Existenz des Gotteswortes bietet sich uns das vollendete Vorbild des personalen Lebens dar. Als göttliche Person nimmt das Wort, ohne aufzuhören, dem Vater wesensgleich zu sein, die Menschennatur an und versöhnt Menschsein und Gottsein in der hypostatischen Union, wie Chalcedon es kündigt (451). Hier setzt sich der Vorrang der Person vor der Natur durch, dem Menschen zugänglich in einem neuen, vom Geist erwirkten Leben. Christus ist das Symbol schlechthin, das Antlitz schlechthin; in ihm werden wir, als Verwandelte, ins Herz des Vaters eingeführt. Der Auferstandene ist unsere absolute Zukunft: christliche Eschatologie ist groß offen für jenes Kommende, das die recht verstandene Protologie von der Schöpfung her grundgelegt hat. In Christus wird »weder Mann noch Weib« mehr sein (Gal

3,28); alle natürlichen Gegensätze sind überstiegen, unwesentlich geworden angesichts der einzig bleibenden Andersheit: dem »Antlitz zu Antlitz«, in dem die wahre Erkennung stattfinden wird: »Heute sehen wir zwar, aber wie in einem Spiegel, rätselhaft, dann aber wird es Antlitz zu Antlitz sein. Jetzt ist mein Erkennen Stückwerk, dann aber werde ich vollkommen erkennen, so wie ich erkannt bin« (1 Kor 13,12).

Dies auferstandene Leben beginnt aber heute, denn wir haben das Angeld des Geistes erhalten. Von diesem abschließenden Ziel und Entwurf her läßt sich die Gegenwart neu verstehen. Wir können und sollen uns Christus gleichgestalten. Das ganze Dasein wird in diesem Ausblick begriffen und erneuert, durch die Hoffnung verlebendigt. Zwar nehmen wir unsere Natur an, aber sie hat einen neuen Sinn, trägt die Keime der Verklärung in sich, das »Zeichen« wird fortan vom »Symbol« durchwohnt, es wird zum *Sakrament*. Die personale Differenz ist Symbol des innergöttlichen Lebens und soll täglich auf ihr Urbild hin durchsichtiger werden. Und dies durch Inkarnation in den von ihr erfaßten und von innen her durchdrungenen Situationen, die zu konkreten Figuren des wahrhaftigen Lebens werden.

Die sexuelle Differenz gewinnt hier ein neues Statut, eine neue Wahrheit zurück. Sie wird zum Ausdruck einer Beziehung, die sie selbst nicht ohne Konflikte entfalten konnte. Sie kann innerhalb der personalen Differenz neugestaltet werden, falls sie untergeordnet bleibt, als Gestalt dieser Welt, die mit dieser vergehen wird, während die personale Andersheit im Wort, das sie grundlegt, nicht vergeht. Die sexuelle Differenz soll also nicht verleugnet, sondern situiert werden. Ihr Sinn ist, die Berufung des Menschen zur Ikone des Dreieinigen dem Leib einzuprägen, wobei dieses Zeichen sich der personalen Absicht und Ausrichtung fügsam erweisen muß.

Vorrang und Rätsel der geschlechtlichen Differenz gegenüber andern natürlichen Unterschieden bestehen darin, daß sie zwar auf einer andern Ebene liegt als die personale Differenz, aber dennoch die inkarnierte Vermittlung des menschlichen Berufenseins zur Beziehung darstellt. Darum ist sie die Materie eines Sakraments, das nur aufgrund dieser doppelten Dimension – Materie und Wort – ein solches ist: Wort des Glaubens und der versprochenen Treue, wie nur Personen es aussprechen können, die von Christus die Form der wahren Liebe erhalten.

»Dieses Geheimnis ist groß«, ruft Paulus aus (Eph 5,32); denn Gott erwählt hier die Schwäche und Zerbrechlichkeit einer Konflikten und Mißerfolgen ausgesetzten natürlichen Beziehung, um sie zum wirksamen Zeichen für die Fülle einer den Menschen geschenkten Liebesbeziehung zu machen: der Beziehung zwischen Christus und der Kirche. In ihr findet der Mensch Zugang zur Kindesbeziehung zum Gott des dreieinigen Lebens. Die Beziehung Mann-Frau erhält die schwere und großartige Verantwortung, Sakrament der gegenseitigen Hingabe der göttlichen Personen zu sein. »Sie sollen eins sein, so wie

wir eins sind« (Joh 17,22). Gewiß, die sinnliche Figur dieser Beziehung wird vergehen, wie jedes Sakrament vergehen wird; in der Herrlichkeit der neuen Welt werden die Personen mit auferstandenem, geistigem Leib in eine neue, auf die letzte Wahrheit durchsichtige Beziehung eingehen, in der das Anderssein kein Hindernis, sondern lauter Reichtum sein wird. Aber heute schon beginnt die Verwandlung der Welt; unsere Hoffnung ist nicht passives Abwarten, sie ist aktiv und schöpferisch inmitten des naturhaft Gegebenen, um es zu bekehren und der Absicht Gottes zu unterwerfen.

Somit liegt im sterblichen Leben eine Vorgestalt des ewigen Lebens, und in diesem auch eine weibliche Möglichkeit, Person zu sein. Dies besagt nicht, daß das Personsein der Frau sich aus ihrer Weiblichkeit und deren Verhaltensweisen herleitet; vielmehr inkarniert sich ihr Personsein, erweckt von dem in Christus nahegebrachten dreieinigen Leben Gottes her, in einem naturhaft weiblichen Sein, dessen dynamisches Prinzip es ist und durch das es in der Welt auf seine Weise das Bild Gottes einzeichnet.